

EINFÜHRUNG

BERND RILL || Wie definiert, beschreibt, misst man die „Grandeur“ eines Staates? Auf diese Frage sind zu verschiedenen Zeiten verschiedene Antworten möglich. Es bieten sich quer durch die Geschichte viererlei Maßstäbe an: politische, militärische, ökonomische, kulturelle, um in vereinfachenden Schlagworten zu bleiben. Das Mongolenreich der „Goldenen Horde“ in Russland und Westasien dürfte man wohl auf ganz überwiegend militärische Grandeur festlegen können, den Stadtstaat Athen kurz vor seinem Aufgehen in der römischen Provinz „Achaia“ (also kurz vor 146 v.Chr.) hingegen auf die kulturelle Komponente. Aber Frankreich hatte nach allen vier Maßstäben Grandeur, und in dieser Publikation wird der Frage nachgegangen, wie viel davon ihm noch heute zuzuerkennen ist.

An mehr als an ein zeitgeschichtliches Bild ist dabei nicht gedacht, denn eindeutige Verfalls-Szenarien mögen gut sein für Schlagzeilen, aber wer wüsste nicht, dass solche Szenarien sich einfach besser verkaufen als Optimismus oder differenzierende Herangehensweise. Deshalb befand Nicolas Beytout im konservativen „Figaro“ vom 20. März 2007: „Frankreich fühlt sich in schlechtem Zustand, und dennoch hat es alles, um sich gut zu fühlen.“

Nichtsdestoweniger ist der Niedergang Frankreichs ein Thema, das, über grelle Schlagzeilen hinaus, die französische Öffentlichkeit nicht loslässt und unter den renommierten Intellektuellen der Hauptstadt fast schon eine eigene Literatur- und Essay-Gattung hervorgerufen hat, die „declinologie“. Dahinter muss ein Stand des Bewusstseins vermutet werden, der jedenfalls in dem Teil der Nation, der für den öffentlichen Diskurs relevant ist, allgemein vorhanden ist und der sich dabei auf Denkmuster einlässt, die den gebildeten Franzosen vertraut sind.

Ein solcher Diskurs ist geschichtsgesättigt, natürlich im Sinne einer positiven Sonderrolle Frankreichs unter den Staaten Europas, wenn nicht gar der Welt, und das in einer Dimension, die den durch zwei verlorene Weltkriege hindurchgegangenen Deutschen fremd ist. Die Unterschiede in der historisch-politischen Men-

talität zwischen Deutschen und Franzosen sind überhaupt derart deutlich, dass auch die intensive, stabile, wünschenswerte und zukunfts-fähige Zusammenarbeit beider daran so bald nichts ändern wird. Diese Publikation soll auch ein Beitrag dazu sein, für die andere Mentalität Frankreichs das Verständnis zu fördern. Auch einen Partner in Freundschaft muss man in seiner ganz spezifischen Eigenart zu erfassen versuchen, denn das fördert die Freundschaft.

Zum Stichwort „geschichtsgesättigt“: Die französische Entwicklung seit der Formation des west-karolingischen Teilreiches nach dem Vertrag von Verdun (843) wurde in der Retrospektive als eine virtuelle Nachfolgerschaft des Römischen Reiches interpretiert, mit welchen Argumenten und Konstrukten, muss allerdings eher die Mediävisten interessieren als unsere Publikation. Jedenfalls liegen die Wurzeln der in der Moderne sprichwörtlich gewordenen „exception française“ schon im Mittelalter. Die substantivische Vokabel deutet darauf hin, dass der heute empfundene Verlust an „Grandeur“ einen sehr hohen Vergleichsmaßstab bemüht, der eine Kontinuität des gut durchorganisierten Staates seit Karl dem Kahlen, dem König der Teilung von 843, bis heute postuliert. Das stößt bei der Betrachtung der internen Verhältnisse und politischen Entwicklung zwar an sei-

ne Grenzen, da die Revolution von 1789 ff. bis hin zur endgültigen Konstituierung der Republik (1879) zwischen Monarchisten, Bonapartisten und Republikanern scharf umstritten war, aber wird aufrechterhalten im Verhältnis zum europäischen Ausland, das an die „*exception française*“ nicht recht glauben wollte. Die Fallhöhe ist also desto dramatischer, je mehr an Vorstellungen von historischer Dignität sie zur Voraussetzung hat.

Da man sich also für unser Thema auf das Feld der Historie begeben muss, ist der Gedanke naheliegend, dass auch der hier thematisierte Verlust an Grandeur einen Vorlauf hat, der nicht erst mit der deutschen Wiedervereinigung von 1990, der EU-Erweiterung nach Osten und Südosten und insgesamt mit der Relativierung der Position Europas in einer Welt der multipolaren (oder US-gesteuerten, darauf kommt es hier nicht an) Globalisierung einsetzt.

Es sei die These gewagt: Der Niedergang Frankreichs als einer Vormacht, Einflussmacht, kulturellen Führungsnation beginnt schon mit dem Zusammenbruch des napoleonischen Imperiums, besiegelt durch die Niederlage von Waterloo (1815). Der große Napoleon hatte die Kräfte Frankreichs auf eine Weise überbeansprucht, die nichts anderes als Erschöpfung hinterlassen konnte. Nach Waterloo war eine französische Hegemonie in Europa nicht mehr möglich, die machtpolitisch und militärisch verstandene „*exception française*“ war an ihr Ende gekommen. Das napoleonische Imperium war ein lehrbuchtauglicher Fall von „*imperial overstretch*“ gewesen.

Bonaparte generierte den Bonapartismus, das war der letzte Sieg, den der krebserkrankte Empereur von seinem fernen Verbannungsort St. Helena aus errang und dessen politische Ideologie seinen Neffen als Napoleon III. in Frankreich wieder an die Herrschaft brachte (1851/52). Bekanntlich endete diese zweite Kaiserherrschaft auf französischem Boden mit der Niederlage und Gefangennahme Napoleons III. bei Sedan und dem anschließenden Sieg der Deutschen auch über die Dritte Republik, die kurz nach Sedan dem Kaiserreich nachgefolgt war (1870/71).

Dabei sind die Entwicklung von „Second Empire“ und Dritter Republik als Hinweis

dafür geeignet, dass der Verlust an Grandeur nicht als linearer Prozess zu beschreiben ist. Denn unter Napoleon III. hat Frankreich eine durchgreifende Modernisierung erlebt, man könnte den Neffen des großen Korsen fast schon mit den „Entwicklungsdiktatoren“ der Dritten Welt im 20. Jahrhundert vergleichen. Und die Republik hat durch einschneidende Heeresreformen und intensiven Festungsbau an der Grenze zum deutschen Kaiserreich (ein Name für alle: Verdun) die richtigen Lehren aus dem militärischen Versagen im Krieg von 1870/71 gezogen. Dadurch bewahrte Frankreich seinen Status als einer der großen Akteure im Spiel des „Europäischen Gleichgewichts“ und blieb ein begehrter Bündnispartner.

Und durch das ganze 19. Jahrhundert blieb Paris so etwas wie die kulturelle Hauptstadt Europas, letztlich unangefochten durch alle internen Wirren (Revolutionen von 1830, 1848, die blutige „Pariser Kommune“ von 1871) und auch durch alle äußeren Niederlagen.

Im Ersten Weltkrieg hat das Land schwere Verluste an Menschenleben und im Norden auch an Material und Infrastruktur hinnehmen müssen, die es derart an den Rand seiner Leistungsfähigkeit brachten, dass der Schluss nicht abwegig ist, es hätte ohne britische und insbesondere, gegen Kriegsende, amerikanische Unterstützung dem deutschen Ansturm wieder nicht standgehalten.

Doch gegenüber dem besiegten Deutschland war es nach Kriegsende aufgerufen, ohne die USA, die sich aus der europäischen Politik zurückzogen, und ohne viel britische Rückendeckung die Nachkriegsordnung zu wahren. Ein spezieller Beitrag in dieser Publikation stellt dar, dass es damit, je länger desto deutlicher, überfordert war, auf politischem, militärischem, aber auch auf ökonomischem Gebiet. Eine Hegemonie auf dem Kontinent war nur durch die Niederhaltung Deutschlands zu gewährleisten, doch nicht nur Hitlers aggressive Außenpolitik, sondern das überlegen deutsche Potential an sich machten diese Aufgabe auf Dauer unmöglich. Die ab 1930 gebaute Verteidigungslinie an der deutschen Grenze, die nach dem Kriegsmagazinot benannt wurde, war das sichtbare Zeichen des französischen Hegemonieverzichts – was einige hohe Militärs damals

auch offen aussprachen: Wer nur sein eigenes Territorium verteidigen will, verzichtet von Anfang an auf „power projection“ nach außen.

Im Mai / Juni 1940 fiel die französische Armee bekanntlich binnen weniger Wochen der deutschen „Blitzkriegs“-Strategie zum Opfer. Die Niederlage war noch viel deutlicher als die von 1870/71. Die Folgen für das französische Selbstbewusstsein wurden nur dadurch relativiert, dass Deutschland den Krieg am Ende dennoch verlor, wenn auch nicht mit einem entscheidenden französischen Beitrag zu diesem Ende. Die Vichy-Regierung und Kreise der politisch maßgeblichen Öffentlichkeit hatten zunächst, auch aus ideologischen Gründen, eine dauernde Unterordnung unter Deutschland akzeptiert. Die Anstrengungen der Resistance und der militärische Beitrag de Gaulles mit seinen Streitkräften von „France libre“ hätten nicht genügt, dem Land einen offiziell gleichberechtigten Status an der Seite der Sieger zu verschaffen, wenn die Briten nicht darauf bestanden hätten, um im Nachkriegseuropa Unterstützung gegen den sowjetischen Koloss zu erhalten.

Dennoch ist die Rolle de Gaulles für die Nachkriegsgeschichte Frankreichs kaum zu überschätzen. Der General hatte die erklärte Absicht, mit der „Verwicklung in den Abstieg“ zu „brechen“, so Alain Duhamel in „La Marque et la Trace“. Seine Memoiren begann er später mit dem programmatischen Satz: „Während meines ganzen Lebens habe ich mir eine bestimmte Idee von Frankreich gemacht.“ Er sagt es tatsächlich nicht genauer, er sagt nur: „une certaine idee de la France“. Das wird in den folgenden Sätzen auf für einen derart vielseitigen Politiker und Praktiker merkwürdig poetisierende Weise nicht etwa näher ausgeführt, sondern nur umspielt: „Was in mir an Affektivem ist, stellt sich natürlich Frankreich vor, wie eine Prinzessin in den Märchen oder die Madonna auf Mauerfresken, wie für ein hervorragendes und exzeptionelles Geschick bestimmt.“

Doch dann wird der Autor handfester: „Frankreich ist nicht wirklich es selbst, wenn es nicht einen ersten Rang besetzt; dass nur ausgreifende Unternehmungen in der Lage sind, die Gärstoffe der Zerstreuung auszugleichen, die sein Volk in sich selbst trägt; dass unser Land, so wie es ist, unter den anderen, so wie

die sind, unter dem Druck von tödlicher Gefahr in die Höhe blicken und sich aufrecht halten muss. Kurz, nach meiner Auffassung kann Frankreich ohne Grandeur nicht Frankreich sein.“

Solches Pathos klingt für viele wohl nicht mehr ganz zeitgemäß. Man könnte auch bemerken, dass die Formulierung von der „bestimmten Idee von Frankreich“ geborgt erscheint aus einem programmatischen Satz des revanchistischen, antisemitischen Blut- und Boden-Schriftstellers (darauf hatten die Barden des „Dritten Reiches“ kein Monopol) Maurice Barres (1862-1923): „Wenn man von Frankreich eine bestimmte Idee vorgibt, dann heißt das auch, dass man uns erlaubt, eine bestimmte Rolle zu spielen.“ Damit soll nicht behauptet werden, der Staatsmann der historischen deutsch-französischen Aussöhnung sei gleichen Geistes Kind gewesen wie Maurice Barres. Es soll nur gesagt sein, dass einem Nationalgefühl über die Dispositionsmarken hinaus, die man setzen kann, um das Vorhandensein einer Einheit namens „Nation“ zu konstatieren, stets ein unauflösbares Moment von Irrationalität innewohnt, denn präzise Analyse und der Stolz, der den Glauben an „Grandeur“ trägt, sind zwei verschiedene Dinge.

Außerdem entwickelte de Gaulle beim Abfassen seiner Memoiren einen literarischen Ehrgeiz, wie er bei deutschen Spitzenpolitikern unüblich sein dürfte. Er versuchte, seine Prosa an dem stilistischen Vorbild des schwungvollen Romantikers Chateaubriand zu orientieren – daher wohl die Prinzessin und die Madonna gleich zu Beginn, und er borgte eben auch bei Maurice Barres, denn dieser konnte nun einmal hinreißend schreiben.

De Gaulle hat eine sehr ambitionierte Außenpolitik betrieben und damit Frankreich nachhaltig in den Mittelpunkt weltweiter Aufmerksamkeit gerückt, gerade als mit dem desaströsen und für das Mutterland aussichtslosen Krieg in Algerien Ersteres ein wesentliches Attribut seiner Weltgeltung verlor. Aber eigentlich hat er an Frankreichs Position in der Welt nichts Substantielles geändert, und er wusste selbst, dass das auch gar nicht möglich war. Den ständigen Sitz im Sicherheitsrat der UNO, eine hervorragende Plattform, um sich weit und breit Gehör

zu verschaffen, hat er geerbt; die europäische Integration hat er grundsätzlich anerkannt, was angesichts der Aussöhnung mit Deutschland logisch war; seine ehrgeizige Ostpolitik, als ob Frankreich mit der Sowjetunion auf gleichem Machtniveau hätte verhandeln können, fand ihre deutliche Grenze darin, dass er den sowjetischen Wunsch nach Anerkennung der Teilung Deutschlands klar zurückwies. Seine „arabische Politik“ war eher originell dadurch, dass er sich nach dem 6-Tage-Krieg vehement gegen Israel positionierte, als dass sie Frankreich deshalb bei den arabischen Staaten strategisch zu nennenden Einfluss verschafft hätte. Und die Förderung von Rüstungsexport, so sehr sie bei allen Beteiligten eine Rolle spielt, wird man nicht als die Hauptaufgabe von Außenpolitik bezeichnen wollen. De Gaulle hat die Amerikaner vielfach herausgefordert, aber trotz des Bestehens auf eigener atomarer Bewaffnung hat er den amerikanischen atomaren Schutz für Westeuropa doch stets zu schätzen gewusst, und das Verlassen des westlichen Bündnisses musste ihm bei seinem entwickelten Gespür für Machtpolitik wie ein Sprung ins Nichts erscheinen. Dass er die militärische Integration der NATO verlassen hat, darf diese Konstante nicht vergessen lassen. Denn er hat es wohlweislich unterlassen, aus dem Bündnis gänzlich auszutreten.

Wenn der General also die außenpolitische Welt eigentlich gar nicht verändert hat, warum ist er dann für die französische Nachkriegsgeschichte so wichtig? Man kann hier anführen, dass die auf ihn zugeschnittene Verfassung der „Fünften Republik“ dem Lande bis heute eine schlagkräftige Exekutive sichert, die außenpolitisch entscheidend ins Gewicht fallen kann. Das hat Präsident Sarkozy bewiesen, als er im August / September 2008 den Konflikt zwischen Russland und Georgien vermittelte, ferner, als er sich 2011 für die Bombardierung des Libyen von Muammar al Ghaddafi stark machte. Präsident Hollande ist solchen Handlungsmustern gefolgt, als er 2013 in Mali und in der Zentralafrikanischen Republik intervenierte.

Da diese Aktionen aber auch die Grenzen französischer Machtprojektion aufgezeigt haben, müssen wir auf die obige Frage zurückkommen. Da bietet die Feststellung des Historikers

Maurice Vaisse einen Hinweis: „Es ist das Wort (*le verbe*) des Generals de Gaulle, das die Grandeur Frankreichs geschaffen hat.“ Der hochliterarische Ausdruck „*le verbe*“ klingt an an das „Wort Gottes“, meint also nicht einfach das Reden, sondern das Aufweisen von übergreifenden Zusammenhängen, meint Sinnstiftung für das Leben überhaupt. Der Sinn aber ruht in der emotional, bedingten „bestimmten Idee von Frankreich“. De Gaulle hat durch seine vielen engagierten, programmatischen, rhetorisch sorgfältig gemeißelten Reden und Pressekonferenzen, die für ihn ein sehr wichtiges Führungsmittel waren, den Franzosen darüber hinweggeholfen, dass die Zeiten ihres großen historischen Ruhmes, ihrer Grandeur, vorbei sind, dass sie eine europäische Macht mit einigen anderen zusammen sind und im Weltmaßstab nur eine Mittelmacht. Die listige Idee, den französischen Einfluss durch Ausnützung der integrativen Strukturen in der EU international zu stärken, widerspricht grundsätzlich dem Gedanken der europäischen Integration, hat dementsprechend viele Gegner in der EU und ähnelt zu sehr den in die Historie abgesunkenen Hegemonie-Bestrebungen, um weit führen zu können.

Frankreich ist nach wie vor weltweit präsent mit seinen „Territoires d’Outremer“ und „Departements d’Outremer“, von St. Pierre et Miquelon vor der Küste von Neufundland über die Karibik und Guayana bis zur Komoren-Insel Mayotte im Indischen Ozean und bis nach Polynesien im Südpazifik. Seine umfassende Organisation der „Francophonie“ zeugt von dem fortbestehenden Anspruch, ganz global eine kulturbestimmende Nation zu sein, und tatsächlich wäre die Welt ohne die französische Sprache und Kultur unendlich ärmer. Die Sonne der ehemaligen Grandeur strahlt noch – aber im Abendschein.

Wir Deutsche sollten jedoch den Stolz der meisten Franzosen auf ihre Geschichte und Tradition nicht als unzeitgemäße Don-Quixotrie abtun, sondern besser ein wenig neidisch über den Rhein blicken. Denn man muss nicht undifferenziert über das alte Preußen der Aufklärungszeit, die Weimarer Klassik oder sonst ein Phänomen, das sich aus unserer Vergangenheit immer noch vorweisen lässt, zu schwärmen

anfangen, um zu erkennen: In der Vergangenheit ruhen lebendige Kräfte, auf die wir zur Bewältigung der Zukunft lieber nicht verzichten sollten. Das können wir von den Franzosen lernen.

|| BERND RILL

bis Dezember 2013 Referent für Recht, Staat, Europäische Integration, Integrationspolitik und Dialog der Kulturen, Akademie für Politik und Zeitgeschehen, Hanns-Seidel-Stiftung, München